

Ganzjährig	8 fl. 40 fr.
Halbjährig	4 „ 30 „
Vierteljährig	2 „ 10 „
Monatlich	— „ 70 „

Ganzjährig	11 fl. — fr.
Halbjährig	5 „ 50 „
Monatlich	— „ 75 „

Die Buchführung ins Haus Viertel-
jährig 25 fr., monatlich 9 fr.

Einzelne Nummern 6 fr.

Tagblatt.

Georgplatz Nr. 81 (Buchhandlung
von J. v. Kleinmayer & J. Bamberg)

Für die einseitige Petitzeile 3 fr.
bei zweimaliger Einschaltung 5 fr.
dreimal 7 fr.
Inserationsstempel jedesmal 30 fr.

Für größeren Inseraten und öfteren
Einschaltung entsprechender Rabate.

Anonyme Mittheilungen werden nicht berücksichtigt; Manuscripte nicht zurückgesendet.

Nr. 228.

Freitag, 4. Oktober 1872. — Morgen: Placidus.

5. Jahrgang.

Wer sind die wahren Materialisten?

Fast jedesmal, wenn die Wortführer der streitenden, neue Glaubenssätze schmiedenden und an alten Vorurtheilen festhaltenden Kirche mit den Ergebnissen der Geschichtsforschung, der Erfahrung und der Wissenschaft in Conflict gerathen, suchen sie sich dadurch aus der Klemme zu ziehen, daß sie den Vertretern des Fortschrittes den Vorwurf entgegen schleudern, ihr ganzes Dichten und Trachten habe nur den Zweck, den Glauben an Gott, Geist und Unsterblichkeit, damit die Grundlagen von Religion, Sitte und gesellschaftlichem Leben zu untergraben und an deren Stelle die Anbetung des Stoffes, den rohesten Materialismus zu setzen. Kann es einen Vorwurf von härterer und tiefgreifender Wirkung geben, als den, daß man eine ganze Weltanschauung, auf welcher sich eine weltumspannende Kirche, große Staatsweisen und zahllose Genossenschaften aufgebaut haben, in ihren Grundfesten erschüttern, oder vielmehr ihr den Boden unter den Füßen wegziehen wolle? Ist es für den Mann des Fortschrittes und der Wissenschaft nicht die heiligste Pflicht, wo es sich um Fragen von solcher Tragweite handelt, das höchste Maß von Behutsamkeit anzuwenden?

Die Streitfragen, um die es sich bei beiden Parteien handelt, können, wie wir glauben, dahin formuliert werden, erstens: ob wir schon so weit gekommen sind, daß die staatliche und bürgerliche Ordnung durch keinerlei wissenschaftliche Aufstellungen an und für sich, mögen sie wie immer lauten, gefährdet und gestört werden; und dann: ob der Staat ohne Gefahr für die bürgerliche Ordnung allfällige Einsprüche dieser oder jener Kirche unbeachtet lassen darf. Wir denken, diese beiden Cardinalfragen, so weit sie den modernen Rechtsstaat betreffen, müssen von jedem Gebildeten ohneweiters

bejaht werden, um so weniger dürfte es einen Staatsmann im vollen Sinne dieses Begriffes mehr geben, der von einer wissenschaftlichen Theorie irgendwie eine Störung des Rechtsstaates und der Gesellschaft befürchtete; das Volk aber, im Gegensatz zu exklusiven Gesellschaftskreisen, spürt jede vernünftige Erweiterung der Freiheit, sei es im politischen, im Verstandes- und Gemüths- oder im materiellen Leben, alsbald an seiner eigenen Haut.

Man kann sicherlich mit ruhigem Gewissen behaupten, daß der Materialismus, welchen die Römlinge den Männern der Wissenschaft und des Fortschrittes so gern an den Kopf werfen, bisher ausschließlich von der römischen Hierarchie mit Erfolg practiciert worden ist. Ihr ganzes Streben ging die Jahrhunderte hindurch zunächst darauf, durch grenzenlose Ausbeutung der Volksmassen und ihrer Beherrscher, durch schamlosen Schacher, den sie mit dem Heiligsten trieben, sich materiellen Lebensgenuss zu verschaffen. Niemals bejeckten sie ideale Ziele, seien es nun Ziele für das größte Ganze, den Staat, oder größere und einflussreiche Genossenschaften und Institute, wie Kirche, Schule, Orden u. dgl. Das Ideal aller Religionsysteme, das christliche, so wie es von ihnen in Kirche und Schule gelehrt wird, so viel auch darin von Geist und Geistern die Rede ist, haben sie jedes idealen Schwunges zu entledigen und in den crassesten Aberglauben und in den grobsinnlichsten Götzendienst zu verkehren gewußt.

So ist der christliche Gottesdienst ursprünglich gemeinschaftliches Gebet der Gläubigen, und wie es natürlich ist, in der Muttersprache. Aus dem einfachen christlichen Gottesdienste hat die römische Hierarchie ein neues heidnisches System von Tempelpflicht und theatralischem Festgepränge herausgeknüpelt, den nichtromanischen Völkern die lateinische Kirchensprache aufgedrungen, die sie nicht verstehen.

Das Gebet soll aus dem Innern kommen, der Christ soll freiwillig und aus innerem Herzensdrange beten, aber die römische Klerisei läßt ihm durch den Priester in einer ihm fremden Sprache vorbeten, macht ihn zu einem bloßen Zuschauer beim Schauspiel des Gottesdienstes oder läßt ihn bloß auf Commando beten und Zeichen machen. Die ursprüngliche christliche Kirche war ein Betstuhl. Es kam weniger auf den Ort an, wo man betete, als auf die Innigkeit des Gebetes. Sobald man Kirchen baut, versteht es sich von selbst, daß man dem Gebäude eine würdige und ernste Form zu geben sucht, die den Eindruck des Erhabenen und Erhebenden macht. Auch hier hat die römische Hierarchie einem crassen Materialismus gehuldigt, auch hier hat sie, ganz dem romanischen Racencharakter entsprechend, in heidnischer Weise die theatralische Kunst vorgezogen, die Tempel mit unzähligen Bildern und Statuen ausstattet, sie zu leibhaften theatralischen Schaubuden und Bildergalerien umgeschaffen, obwohl es ihr nicht unbekannt sein konnte, daß solche Schaufstellungen die Andacht zerstreuen, die Seele von den Gedanken an den alleinigen unsichtbaren Gott abziehen, daß diese Fülle mitunter sogar läppiger und verführerischer Bilder heidnisch ist, daß in ihr vollständig die materiell-sinnliche Vielgötterei wiederkehrte. Reizt uns auch vielleicht der Kunstwerth zur Bewunderung hin, so ist das keine Andacht. Den Kunststimm kann jeder in der Bildergalerie befriedigen, nicht in der Kirche. (Schluß folgt.)

Politische Rundschau.

Laibach, 4. Oktober.

Inland. Mit der Nichtbewilligung der geforderten Erhöhung des Präsenzstandes haben die Conflicte des Budgetausschusses der österreichischen Delegation mit dem Kriegsminister noch nicht ihren

Feuilleton.

Ein Hösling Ludwigs XIV.

(Schluß.)

Nach der Zusammenkunft mit Lauzun eilte die Mademoiselle zum König, der von ihrer Mittheilung mehr überrascht als erbaut war. Er bewies sich aber großmüthig und gab seine Einwilligung zur Heirat, so oft er auch von der Königin wie von der Montespan gebeten worden war, die Prinzessin zur Ehelosigkeit zu verurtheilen, damit seine eigenen Kinder, die ehelichen oder die unehelichen, die ungeheuren Güter derselben erben könnten. Die Verlobung wurde dem Hofe angezeigt und jedermann dachte, daß das glückliche Paar sofort zum Altar eilen werde. Lauzun war zu eitel, um so verständig zu handeln. Er wollte eine glänzende Trauung haben und brauchte zu den Vorbereitungen acht Tage. Für ihn und sein Heer von Künstlern, Handwerkern und Arbeitern reichte diese Zeit kaum hin, aber für die Königin, die Montespan, Louvois und den Haufen von Höslingen, die den übermüthigen Gasconer beneideten und hassten, war

sie mehr, als genug, die Heirat zu hintertreiben. Am Montag war die Verlobung veröffentlicht, am Mittwoch der Heiratsvertrag, durch den Lauzun zum Besitzer der vier Herzogthümer Gu, Montpensier, St. Fargeol und Chateaufort wurde, unterzeichnet worden, und am Donnerstag um 7 Uhr wurde das Brautpaar zum König beschieden, um aus seinem Munde zu hören, daß die Heirat nicht stattfinden könne. Lauzun nahm die Entscheidung ruhig und antwortend hin, die Mademoiselle warf sich zu des Königs Füßen und erklärte ihm weinend und schluchzend, daß sie nicht glücklich sein könne, wenn er ihr nicht den Mann ihrer Wahl gebe. Als er ihr antwortete, daß er ihr wohl die Ehe, nicht aber den Umgang mit Lauzun verbiete, wurde sie ruhiger, legte sich aber zu Hause acht Tage ins Bett und spielte die trostlose Witwe. Alle lachten sie heimlich aus, denn sie war kein junges Ding im Flügelkleide, sondern eine mehr als reife Dame von dreiundvierzig Jahren und sieben Monaten.

Lauzun durfte zwei seiner Herzogthümer behalten und schien damit zufrieden zu sein. Im stillen brütete er auf Rache und suchte vor allem zu ermitteln, wer sein Hauptfeind sei. Der Montespan, die er mit Recht dafür hielt, machte er eifrig

den Hof. Als er sie überzeugt zu haben glaubte, daß er keinen Argwohn gegen sie hege, trug er ihr ein Anliegen vor und bat sie um ihre Verwendung beim Könige, welche sie bereitwillig zusagte. Nun wendete er sein altes Mittel an, eine Kammerjungfer zu bestechen, daß sie ihm ein Versteck anweise. So belauschte er eine Unterredung der Montespan mit dem König und hörte, daß sie das Gegentheil von dem that, was sie ihm versprochen hatte. Er merkte sich jedes ihrer Worte, entfernte sich unbemerkt, stand an der Thür, als sie das Zimmer verließ, und bot ihr galant den Arm, um sie zu einer Balletvorstellung im Schlosse zu führen. Auf seine Frage, ob sie für ihn gesprochen habe, erzählte sie ihm einen kleinen Roman. Er ließ sie ruhig ausreden, packte sie dann an der Schulter und wiederholte ihr unter einem Strom von Schmähungen Wort für Wort alles, was sie wirklich gesagt hatte. So führte er die vor Furcht zitternde Frau bis zum Saal der Vorstellung, schüttelte sie an der Thür noch einmal derb ab und stieß sie von sich. Sie schwankte einige Schritte weiter und fiel ohnmächtig zu Ludwigs Füßen. „Er steht unbedingt mit dem Teufel im Bunde“, waren ihre ersten Worte, als sie wieder zu sich kam. „Wer?“ fragte

Höhepunkt erreicht. Dieser sollte in seiner vollen Stärke losbrechen, als Dr. Brestel am 1. Oktober über den Rechnungsabluß des Jahres 1870 Bericht erstattete. Da ergaben sich denn solche Ueberschreitungen der bewilligten Summen, daß sie zu den schärfsten Tadelsworten Anlaß gaben, welche wiederum Baron Ruhn seinerseits nicht mit besonderer Gelassenheit hinnahm. Nach erregter Debatte, die in dem Beschlusse, die Indemnität mit Ausnahme weniger Posten zu verweigern, gipfelte, verließ der Kriegsminister „wüthend“ die Sitzung, und als der Rechnungsabluß über das Budget der Marineverwaltung zur Verhandlung kommen sollte, der noch ärgere Ueberschreitungen aufzuweisen hat, erklärte der Referent, Dr. Brestel, in Abwesenheit des Kriegsministers nicht referieren zu können. Unter großer Aufregung wurde sohin die Sitzung geschlossen. Im Laufe des Abends entstand nun in Pest das Gerücht, Baron Ruhn habe seine Entlassung gegeben. Sollte der Kriegsminister die Ueberschreitungen des Jahres 1870 — wie bekannt die Periode jener übereilten Kriegsrüstungen — nicht zu rechtfertigen vermögen?

Die diesseitigen Landtage sollen bis zum 21. Oktober zusammentreten, um ihrerseits Ende November oder anfangs Dezember dem Reichsrathe Platz zu machen. Bis dahin werden die Ergänzungswahlen vollzogen sein, die noch in einzelnen Ländern ausstehen. In Steiermark und Mähren haben dieselben bereits stattgefunden und zu einer Verstärkung der Verfassungspartei geführt.

In dem ungarischen Reichstage blüht wieder der Unsin. Der Achtundvierziger Madarasz verlangte in einem Beschlufsantrage von der dealistischen Majorität nichts geringeres, als daß sie selbst eine Commission mit der Aufgabe betraue, alle jene Stellen in dem Simonyi'schen Adregentworte auszumergen, welche auf eine Real-Union Ungarns mit Oesterreich hinweisen. Der sonderbare Antrag wird in Druck gelegt, um dann verworfen zu werden. Nach Unterbrechung der Adreßdebatte wurde hierauf zur Verhandlung der Gesegentwürfe über den Postvertrag mit Deutschland, über die Nachtragsforderung zu den gemeinsamen Auslagen des Jahres 1869, über die Kosten der Credit-Operation im Jahre 1870 und über den Vertrag mit dem österreichischen Lloyd geschritten. Alle diese Gesegentwürfe wurden unverändert nach der Fassung des Centralausschusses angenommen. Interessant ist das vom Handelsminister Sclavy in der Debatte abgelegte Geständnis, daß Ungarn an den Vortheilen des österreichischen Lloyd mit 70 Percent participiere, obwohl es zu den Kosten desselben nur 30 Percent beiträgt.

Die Reise des Erzherzogs Albrecht

der König. „Wer anders als Lauzun?“ entgegnete sie und erzählte den ganzen Hergang.

In der Nacht wurde Lauzun verhaftet. Während er nach der fernen Festung Pignerol geführt wurde, hielt man Hausdurchsuchung bei ihm und fand außer Kisten voll Liebesbriefe, Andenken und Geschenke von zarter Hand sein Tagebuch, in das er gewissenhaft und ausführlich alle seine Abenteuer eingetragen hatte. Der König, die Montepan, die vertrauten Höflinge lasen da Dinge in Menge, welche sie in Zorn versetzen mußten, und darum durfte Lauzun, als er in den Thurm von Pignerol eingeschlossen wurde, wohl ausrufen: „In saecula saeculorum.“

Seine Zelle lag im Erdgeschoß und war eng und niedrig. Seine Wuth zog ihm ein so heftiges Fieber zu, daß der Schließer seinen Tod nahe glaubte und einen Beichtvater kommen ließ. Der Gefängnißkaplan erschien, nahm aber vor den wilden Flüchen und den schrecklichen Geberden des Kranken Reißaus. „Wenn ich beichten muß“, schrie Lauzun, „so will ich keinen elenden bestochenen Pfarrer, sondern einen Mann, dem ich vertrauen kann. Schickt mir einen Kapuziner.“ Ein solcher Mönch kam und dachte, als er sich über das Bett bog, mit einem

durch Dalmatien wird, wie vorauszusehen war, von den dortigen Nationalen zu politischen Zwecken auszubenten gesucht. Der „Dalmata“ erzählt, daß die Bevölkerung der Bocche von zahlreichen Agenten haranguiert wird, vor dem Erzherzog zu Gunsten der Landesregierung zu demonstrieren und Klage zu führen über ihre „Bedrückung“ durch die Verfassungstreuen. Aus dem Munde der Herren Rasen- und Ohrenabschneider der Bocche werden solche Klagen nicht übel klingen.

Ausland. Die „Provinzial-Correspondenz“ bemerkt, indem sie die Nationalitätswahl in Elsaß-Lothringen bespricht, folgendes: Am 1. Oktober sei der bestandenen Unklarheit der inneren Verhältnisse von Elsaß-Lothringen ein Ende gemacht worden und müsse alle Ungewißheit über die Geltung der deutschen Gesetze, über die Dauer und Festigkeit der deutschen Herrschaft aufhören. Das neue Reichsland werde durch Ausscheiden der zu Frankreich haltenden Einwohner im vollsten Wortsinne ein deutsches Land sein.

Die Verhaftung und Freilassung Abouts gibt einem berliner Correspondenten der „A. A. Ztg.“ Veranlassung, die Zustände im Elsaß zu beleuchten. Er sagt unter anderem: „Die Thätigkeit der französischen und speciell der pariser Propaganda im Elsaß gibt an Heftigkeit, Verstocktheit und Leidenschaftlichkeit der Feindthätigkeit nichts nach. Sie richtet hauptsächlich ihr Augenmerk auf das Landvolk und auf die Bewohner der kleinen Städte, denen die Köpfe verdreht werden und deren ursprünglich deutsche Anschauung und einfaches Gefühl vergiftet wird. Dazu kommt, daß die Ligue und ihre Zuhälter, zu denen About, wie er durch seine Thätigkeit in Zabern bewiesen hat, wenigstens seiner Gesinnung nach sich neigt, gerade in der Zeit der Option der deutschen Regierung bedeutenden Schaden zugefügt haben.“

Gambetta bereist das südliche Frankreich und hält zündende Reden vor zahlreichen Volksversammlungen. So in Grenoble und Annecy. Der Umstand, daß Gambetta die jetzige National-Versammlung unter jeder Bedingung beiseite will, dürfte kaum den Keim zu einem Bruche mit Thiers enthalten. Thiers wie Gambetta wünschen beide die Proclamation der definitiven Republik durch eine neugewählte Kammer, und es könnte daher nur bezüglich der Mittel und Wege und in Betreff des Zeitpunktes eine Meinungsverschiedenheit obwalten. Thiers will offenbar, daß die National-Versammlung allmählig absterbt, und Gambetta leistet diesem Plane durch seine unermüdete Agitation unbedingt Vorschub.

Das londoner Blatt „Church Times“, welches sich für eine Autorität im Gebiete kirchlicher Nach-

richten ausgibt, läßt sich, aller bisherigen Dementis ungeachtet, von seinem wiener Correspondenten die aus „guten Quellen“ geschöpfte Notiz aufstischen, daß die drei Kaiser in Berlin beschlossen, in einer gemeinsamen Note den Papst um Aufhebung des Jesuiten-Ordens zu ersuchen und ihm dafür die Beschäftigung der anderen religiösen Orden zu versprechen, sowie auch ein Uebereinkommen betreffs der Klostergüter mit der italienischen Regierung zustande zu bringen. Die Unwahrscheinlichkeit jener Notiz springt in die Augen. Es würde ja eine völlige Verkennung seiner großen Abhängigkeit von den im Vatican herrschenden Jüngern Lohola's bedeuten, wollte man Pius IX. die That eines Ganganelli zumuthen.

Türken und Montenegriner liegen sich zur Abwechslung wieder einmal in den Haaren. Dem „Pester Lloyd“ wird nämlich aus Ragusa unterm 1. d. gemeldet: Nach einer durch einen russischen Boten hierher überbrachten Meldung hat gestern zwischen Lipowa und Kolaschin ein starker Zusammenstoß türkischer Truppen mit Montenegrinern stattgefunden. Zahlreiche Tode und Verwundete. Türkischerseits soll in dem Gefechte Artillerie engagiert gewesen sein. Details über den Ausgang des Kampfes fehlen noch.

Zur Tagesgeschichte.

Der niederösterreichische Landeschulrath hat Anton Wapplers „Lehrbuch der katholischen Kirche“, das leider in österreichischen Mittelschulen fast überall als Religionsbuch eingeführt ist, auf Grund eines vom pädagogisch-didaktischen Standpunkte aus abgegebenen Gutachtens für unzulässig erklärt.

Ein vernünftiger Slave. Der „Tg. a. Mähren“ erzählt: Dieser Tag brachte ein Vater vom Lande, ein Slave, seinen Knaben an die St. Jakob Schule und sprach gegen Bekannte seine große Befriedigung darüber aus, daß es ihm gelungen sei, den Knaben dort unterzubringen. „Es sei wohl ein wenig schwer, meinte er, man wolle den Jungen nicht annehmen, weil die Schule bereits überfüllt ist und der Knabe überdies sehr zurück war, weil er nur slavisch erzogen.“ Befragt, warum er den Knaben nicht schon zu Hause im Deutschen unterrichten ließ, gab er zur Antwort, der Lehrer in seinem Heimatsorte sei ein so wüthender Czeche, daß er nicht einmal für Geld deutschen Unterricht erteilen wolle. Einmal im Zuge, erzählte der Mann weiter: „Er habe seinen Knaben deshalb in eine deutsche Schule gegeben, um nicht wieder so viel Kummer und Verdruß zu haben, wie ihm dies leider mit seinen zwei Mädeln passiert sei, die in die Hände der Czechen geriethen und über dem nationalen Schwindel ihre Studien veräußerten. Dies habe ihn

besessen zu thun zu haben. Mit einem Griff rief ihm Lauzun die Kapuze vom Kopfe und mit der anderen Hand zupfte er ihn so stark am Bart, daß jenem die Thränen über die Backe liefen. Als er die Tonjur sah und der lange Bart ihm nicht in der Hand blieb, wußte er, daß ein echter Kapuziner vor ihm stehe, und beichtete. Eine solche Beichte hatte der gute Mönch noch nicht gehört. „Ach dachte wahrhaftig“, bemerkte er, „daß ich drei Mädchenpensionate und ein Narrenhaus zur Beichte höre.“

Lauzun starb nicht und war nach einer Woche wieder so gesund, wie je. Die Mauern der Festung Pignerol waren von lauter Gängen durchzogen, die nicht von Ratten, sondern von Gefangenen herrührten. Ein Mann wie Lauzun brauchte keine lange Zeit, die geheimen Verbindungen zu erkunden, die unter Fußböden und durch Schornsteine liefen. In Pignerol gab es keinen Gefangenen, mit dem er nicht Bekanntschaft gemacht hätte. Unter ihnen war ein Mann, der Minister Fouquet, der einst die größte Rolle gespielt hatte und der so viel Machtbewußtsein befaß, daß man ihm den Plan zuschrieb, Frankreich mit den benachbarten Fürsten zu theilen und das beste Stück für sich zu behalten. Seit

sieben Jahren lebte er, von der Welt abgeschlossen, in Pignerol und freute sich daher nicht wenig, als Lauzun eines Abends aus dem Camin trat und ihm berichtete, was unterdessen in der Welt geschehen sei. Als der Abenteurer aber von seinen eigenen Erlebnissen, von seiner Günstlingschaft, seiner Verlobung mit einer Prinzessin von Gébüt zu erzählen begann, gerieth Fouquet, der seinen heutigen Gast nur in dessen bescheidenen Anfängen gekannt hatte, in Zorn, daß dieser unbedeutende Gasconner so vor ihm aufzuschneiden und zu lügen wage. Er wies ihm die Thür, die in diesem Falle ein Camin war, und Lauzun entfernte sich mit dem Schwur ewiger Feindschaft und empfindlicher Rache. Wenige Tage später brach ein gefährliches Feuer aus, das ihn selbst in Gefahr brachte und von dem man trotzdem glaubte, daß er es angelegt habe, um Fouquet lebendig zu rösten.

Zehn Jahre blieb Lauzun im Gefängnis, theils durch Mademoiselle's, theils durch eigene Schuld. Die sonst so kluge, aber auch geizige Frau brauchte sehr lange Zeit, ehe sie die mehr als deutlichen Winke der Montepan verstand, daß Lauzuns Freiheit durch Geld augenblicklich, aber auch nur auf diese Weise zu erlangen sei. Schenkte die Mademoiselle dem Her-

endlich gezwungen, den älteren, einen Techniker, nach Wien zu geben, „wo man ihm den Kopf wieder zu-
rechtsetzt“ — meinte unser Mann — so daß er jetzt,
von seinen nationalen Extravaganzen geheilt, eine gute
Anstellung erlangt habe. Der zweite hat die lateini-
schen Schulen besucht — erzählte unser Gewährsmann
weiter — und bei dem war's erst recht arg mit dem
tschechischen Kanatismus; endlich wurde mirs zu bunt,
ich nahm den Burschen nach Hause und stellte ihn
zum Ambos (Erzähler ist ein tüchtiger Dorfschmied);
später gab ich ihn ebenfalls nach Wien in die Thier-
arzneischule. Meinen Jungen will ich erst nicht der
Fahrt aussetzen, in die Hände nationaler Heger zu
fallen, ganz verkehrte und einseitige Ansichten zu be-
kommen und das Lernen zu vernachlässigen. Über allerlei
tschechischen Um- und Aufzügen; darum that ich ihn
lieber gleich in eine deutsche Schule; denn ich sehe
wohl, daß der ganze nationale Schwindel
nichts taugt und den jungen Leuten nur
Schaden bringt. Weiß ich doch aus Erfahrung,
wie viel solcher Jungen, die sich in das tolle nation-
ale Getriebe mit hineinziehen ließen, jetzt als verdor-
bene Studenten herumlaufen oder vergeblich auf eine
Anstellung warten.“ Also erzählte der wackere Dorf-
schmied; und wir nehmen keinen Anstand, diese Be-
kannnisse eines besorgten Vaters und Vormundes un-
seren Lesern mitzutheilen, als einen schlagenden Beweis,
wie auch unter der scheinlichen Landbevölkerung die ge-
sunde Ansicht sich immer mehr Bahn bricht, daß die
nationale Abschließung in jeder Beziehung nur von
Uebel sei.

Vocal- und Provinzial-Angelegenheiten. Vocal-Chronik.

— (K o s m a c h) Gestern wurde Herr Kosmáček zur letzten Ruhestätte geleitet, der durch 45 Jahre als Scripior an der hiesigen k. k. Lycealbibliothek ge-
wirkt hatte und auch als slovenischer Schriftsteller
thätig gewesen war. Außer den Angehörigen wohnten
seinem Leichenbegängnisse der Herr Bürgermeister
Deschmann, mehrere Gemeinderäte, Vertreter des
Landesausschusses und der Lehrkörper hiesiger Bil-
dungsanstalten bei.

— (Das „Vaterland“ und der krai-
ner Landtag.) So viel auch das „Vaterland“
gepredigt und geschrieben hat, um einen Föderalisten-
congreß und schließlich einen Reichsrathsstrife der Po-
len, Tiroler und Slovenen zustande zu bringen,
es will alles nicht verfangen. Greuter und die übr-
igen Tiroler wollen sich nicht zum striken anschließen
und selbst der Föderalistentag ist gegenstandslos ge-
worden. Nun versucht es lieb „Vaterland“ mit einem
anderen Landtage, mit dem krai-ner, und predigt

jog von Maine, dem Sohne der Montelpian, drei
ihrer Herzogthümer, so offneten sich für Lauzun die
Thore von Pignerol. Nach zehn Jahren wurde sie
endlich zur Einwilligung gebracht und konnte den
Geliebten nun in ihre Arme schließen.

Der König gestattete eine heimliche Heirat. Die
Neuerbundenen waren zu alt geworden, um sich
noch ändern zu können, und wurden deshalb nicht
glücklich. Lauzun beging Untreuen und seine Gattin
zeichnete ihn gewiß mit ihren Nägeln, wenn sie davon
erfuhr. So hätte die Ehe übrigens lange fortgehen
können, wenn Lauzun nicht zuletzt müde geworden
wäre, gekrafft und geprügel zu werden, und sich
nicht seinerseits gegen seine Gattin „militärischer
Freiheiten“ bedient hätte. Hammer war die Made-
moiselle gern gewesen, Ambos wollte sie nicht sein
und löste die Ehe durch ihre Entfernung. Sechs Jahre
später starb sie, Lauzun lebte noch volle dreißig Jahre
und erreichte das neunzigste Jahr. Boohast blieb er
bis zum Tode und fand ein besonderes Vergnügen
daran, Bekannten und Verwandten seine Erbschaft
zuzusagen und sein Versprechen dann zurückzunehmen.
Zu seinen kleinen Scherzen gehörte der, daß er einen
General überredete, bei einer großen Revue in einer
Uniform zu erscheinen, die vor hundert Jahren
aus der Mode gekommen war.

diesem eindringlichst das Heil, das in der „Verneinung“
liegt. Freilich geht durch den ganzen Artikel des
„Vaterland“ ein wehmüthiger Ton des Zweifels an
der Wirksamkeit seiner eigenen Worte und verheißt es
sich nicht, daß die Regierung im gegebenen Falle eben
ganz einfach den widerhaarigen Landtag auflösen und
auch ohne Chabrusbeihilfe einen verfassungstreuen zu-
stande bringen könnte. Interessant bleibt es aber im-
merhin, wie das feudale Organ zum Schlusse nicht
umhin kann, seine eigenen werthen Freunde und Bun-
desgenossen zu verdächtigen, als handle es sich ihnen
im Grunde genommen um nichts anders, als um
ihre so leichthin gewonnenen Einkünfte als Landes-
ausschuss-Mitglieder, die sie zu verlieren fürchten. Wie
kann man aber auch so indiscret sein und derlei aus
der Schule schwagen!

— (Die hiesige Feuerwehr) wird
sich am Sonntag den 6. d. M. früh 7 Uhr zur
letzten diesjährigen Hauptübung versammeln.

— (Entdeckte Banknotenfälscher.)
Seit längerer Zeit cirkulierten im Bezirk Littai falsche
Zehnguldennoten, 47 davon wurden bereits der Be-
hörde eingeliefert, und noch immer blieb die Quelle,
von der diese ziemlich geschickten Fälschungen ausgin-
gen, verborgen; ja das Uebel hatte bereits derart
überhand genommen, daß die Bauern der Gegend sich
sträubten, Zehnguldennoten überhaupt anzunehmen,
aus Furcht, etwa eine falsche zu erwischen. Endlich
ist es der Umsicht und dem Scharfsinn des Unter-
suchungsrichters, des Landesgerichts-Secretärs Rau-
nicher im Verein mit seinem Diurnisten gelungen,
die Thäter ausfindig zu machen und zwei derselben
S und v. P in Haft zu brin-
gen. Nachdem einmal Rauderschof im Bezirk Littai
als der Thätor bekannt war, gelang es in der Nacht
vom 1. auf den 2. October, die Banknotenpresse mit
allem Zugehör auf dem Dachboden eines verfallenen
Stalles zu entdecken und misammt zweien der Fäl-
scher nach Laibach einzuliefern. Wir gratulieren Hrn.
Raunicher, dessen umsichtigem und muthvollem Vor-
gehen die Entdeckung zunächst zu verdanken ist, und
wünschen nur, es möge ihm auch gelingen, einer
zweiten Bande, die mit Herausgabe falscher Noten
unter dem Landvolke in Oberkrain ihr Unwesen treibt,
baldigst auf die Spur zu kommen.

— (Eine Telegraphen-Nebensta-
tion) wurde in Reinzitz errichtet.

Eingefendet.

Löbliche Redaction!

In der Samstagsnummer des „Tagblatt“ wird
aus Anlaß der Beschlüsse des slovenischen Lehrertages
ein sehr strenges Verdict über den krainischen Lehrer-
stand gefällt. So gerecht auch jene Beurtheilung der
zutage getretenen culturfeindlichen Bestrebungen ein-
zelner Wortführer ist, so dürfte doch bei einiger Kennt-
nis der Verhältnisse unseres Lehrerstandes eine mildere
Aufassung der von ihnen durch ihre Zustimmung be-
gangenen Sünden wider den heiligen Geist plag-
greifen.

Der krainische Lehrer schmachtet noch immer unter
dem unleidlichsten klericalen Drucke. Sein Pfarrer,
der ihn vor allem als Regner und Organist betrachtet,
thut nichts, um die ohnehin schwierige Stellung des
Lehrers auf dem Lande zu kräftigen, er bietet vielmehr
alles auf, um unter den Ortsinsassen das Mißtrauen
gegen den Lehrer zu nähren, namentlich werden seine
Ansprüche auf endliche Regelung des Gehaltes als
Popanz drückender neuer Steuerlasten hingestellt. Die
Einsammlung des Schulgeldes bringt den Lehrer in
die fatalsten Situationen, so daß mancher, der am
Hungertuche nagt, auf die Einhebung dieses Jammer-
geldes lieber verzichtet, als sich den rohen Bemerkun-
gen der Eltern aussetzt.

Bei solch gedrückter Lage der Landschullehrer wäre
das offene Bekenntnis zu liberalen Grundsätzen eine sehr
gefährliche Sache. Jede Kundgebung einer deutsch-
freundlichen Gesinnung wird dem Lehrer von den kler-
icalen höchst übel genommen. Wehe dem Unglück-
lichen, der in den Pfarrhöfen als „Knechtstube“ an-
rücklich ist. Es wäre demnach ein wahres Wunder
gewesen, aus den Kreisen der Landschullehrer eine

ernste Opposition gegen die deutschfeindlichen Tiraden
eines Tomšić oder gegen die panslavistischen Schnurr-
pfeifereien des kroatischen Surlahelden Tomić zu ver-
nehmen.

Außerdem fehlte es nicht an allerlei Vorpiegelungen,
um die Landlehrer für die deutschfeindlichen panslavisti-
schen Anschauungen der Veranstalter des Lehrertages zu
gewinnen. Namentlich wurde ihnen bedeutet, daß der
Landtag an eine entsprechende Regulierung der Lehrer-
gehälter nur dann gehen werde, wenn sie sich der Re-
solution für die Beseitigung des Deutschen aus der
Präparandie anschließen würden.

In einer am Vorabende des Lehrertages ge-
haltenen Vorversammlung wurde gar gewaltig gegen den
deutschen Unterricht in den Volksschulen perorirt. Die
ausgesprochene gegentheilige Meinung eines Lehrers,
daß doch auch das Deutsche für den Krainer nützlich
sei und er es mit Leichtigkeit in der Volksschule er-
lernen könne, rief unter den Pervaken des Lehrer-
standes große Entrüstung hervor, ein so unpatriotischer
Meinungsaußdruck dürfe auf dem Lehrertage gar nicht
geduldet werden.

Sehr bezeichnend für die Charakterlosigkeit jener
Elite ist der Umstand, daß sie den zweiten Programm-
punkt: wie der Unterricht in der deutschen Sprache ge-
handhabt werden soll, plötzlich von der Tagesordnung
verschwinden machte, nachdem es doch in dem Pro-
gramme hieß, es seien die einzelnen Punkte der Ta-
gesordnung über mehrseitiges Verlangen aufgenommen
worden. Die Ursache dieser augenblicklichen Wendung
war folgende: Wie die Spitze des ersten Programm-
punktes gegen die mißliebigen Lehrer der Präparandie
gerichtet war, so sollte mit dem zweiten Programm-
punkte eine Demonstration gegen den Beschluß des
laibacher Gemeinderathes, welcher in den oberen Klas-
sen die slovenisch-deutschen Sprachbücher kassirt und
die Einführung deutscher Sprachbücher fürs Deutsche
an den städtischen Volksschulen angeordnet hat, ins
Werk gesetzt werden. Erst in der ersten Stunde fiel
es dem Director Praprotnik bei, daß es doch für den
Director einer städtischen Schule gefährlich sein könnte,
als Vorsitzender ein Mißtrauensvotum gegen den laib-
bacher Gemeinderath zur Abstimmung bringen zu
müssen.

Es wurde daher die Verhandlung über den deut-
schen Unterricht an der Volksschule abgestellt, mit der
läppischen Motivierung, daß ein slovenischer Lehrertag
sich mit dieser Frage, die nur auf die städtischen Schu-
len Bezug nimmt, nicht zu befassen habe.

Uebrigens theilnahmen sich viele Lehrer, denen
die Tendenzen der Veranstalter des Lehrertages kein
Geheimnis waren, gar nicht daran, und die anwesen-
den betrachteten schließlich die Versammlung als eine
Art Labor, wo eine gegentheilige Meinung gar nicht
auftauchen kann und nicht auftauchen darf. Man
hätte für die paradoxesten Anträge gestimmt. Die
meisten der Anwesenden gingen aber mit der Ueber-
zeugung von dannen, daß die wichtigsten Angelegenhei-
ten des Lehrerstandes gar nicht zur Sprache gekommen
und der ganze Lehrertag nur eine Komödie zur Ver-
herrlichung einiger Bervaken des Lehrerstandes (auch
hier beginnt dieses Unkraut zu wuchern) gewesen sei.

Wir werden nun sehen, ob die nationale Land-
tagsmajorität diesen ihr geleisteten Liebesdienst der
krainischen Volksschullehrer honoriren wird.

Ein Eingeweihter.

Witterung.

Laibach, 4. October.

Nachts sternenhell, vormittags zunehmende Bewölkung.
Südwest schwach. Wärme: Morgens 6 Uhr + 11.4°
nachmittags 2 Uhr + 20.3° C. (1871 + 13.1°; 1870
+ 16.3°) Barometer im Fallen, 735.18 Millimeter.
Das gestrige Tagesmittel der Wärme + 13.2°, um 0.1°
unter dem Normale.

Angekommene Fremde.

Am 3. October.

Stadt Wien. Wäschl, Schott und Prager, Kaufm.,
Wien. — Gräfin Straßolbo und Sibera, Ksm., Triest.
— Fand, Postlieferant, Graz — Fehleisen, Fabrikant,
Gill. — Angeli und Biantillo, Udine — Brodrit,
Littai.
Kraut. Pretner und Fleischer, Triest. — Kirchner,
Stein. — Rosettig, Görz. — Becker, Mährisch.

Verleger und für die Redaktion verantwortlich: Ottomar Baumberg.